

hat gesagt: „Medea, Ottokar, seine bedeutendsten Typen, fangen an wie leidenschaftliche Jakobiner und enden wie willensschwache Girondisten“. Jeden großen Drang zu zähmen, bis er klein wurde, sich ergab und verzichtete, scheint das Amt seiner Poesie gewesen zu sein. Das ist unverkennbar. Laube hat es nun einfach als „österreichische Milde und Passivität“, Kürnberger hat es aus dem Gange der österreichischen Geschichte erklärt. Gewiss haben die Oesterreicher gern eine Neigung zum Kleinen, Stillen und Beschaulichen, der Grillparzer selbst auf der Spur war, als er einmal über Napoleon schrieb: „es fehlte ihm die Fähigkeit zu genießen, darum mußte er immer handeln, wenn er sich nicht selbst verzehren wollte“; so schienen die Oesterreicher Thaten, nicht weil ihre Kraft zu handeln zu gering ist, sondern weil ihre Kraft zu genießen so groß ist. Gewiss mußte auch jene Zeit seinen Hang noch fördern; wir brauchen bloß an jene unbeholfenen, verlegenen und naiven Möbel zu denken oder uns der gravitätisch unterthänigen, umständlich gekleideten, verschönerten Menschen zu erinnern, die wir auf lieben, etwas blaffen, alten Aquarellen über die Basteien stolzer sehen. Aber ich meine, daß es noch mehr ist, als das kosende Verweilen der Wiener bei den Dingen, das aus ihnen alle Säfte saugen will, und mehr als das Zaudern einer erschrockenen Zeit. „Es ist nicht Beforgnis um mich, hat er 1849 geschrieben, es ist meine begeisterte Liebe für das Gute und Schöne, was mich kleimüthig macht.“ Seine Furcht kam nicht von schwachen Nerven, sondern von starken Gefühlen; er hatte Angst, durch jeden Drang ins Große sich das Beste zu verderben, zu zerstören: die Harmonie von reinen Stimmungen. Es war eine Furcht des Künstlers. Goethe erzählt in der Belagerung von Mainz, wie er einen Architekten, den man lynchen wollte, vor der Wuth der Menge schützte und, als die Freunde seine Verwegenheit tadelten, die übel ablaufen konnte, versetzte: „Dafür war mir nicht bange; und findet Ihr nicht selbst hübscher, daß ich Euch den Platz vor dem Hause so rein gehalten habe? Wie sah' es aus, wenn das nun alles voll Trümmer läge, die jedermann ärgerten, leidenschaftlich aufregten und niemand zugute kämen? Mag auch jener den Besitz nicht verdienen, den er wohlbehaglich fortgeschleppt hat!“; und als sie sich noch immer nicht beruhigen wollten, wies er wieder auf den reinen Platz vor dem Hause und sagte zuletzt ungeduldig: „Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungeheuerlichkeit begehen, als Unordnung ertragen.“ So zieht der Künstler ein kleines, geringes, ja dürftiges Wesen, wenn es nur schöne und reine Formen hat, der dumpfen, trüben und unordentlichen Größe vor.

Das scheint mir der Sinn der „Medea“ zu sein, wenn diese dunkle und vage Handlung überhaupt einen haben soll. Sie will darstellen, wie der kleine Mensch, wenn er sich nur schönen und hellen Sitten zu fügen weiß, mehr wert ist als ein großer, der sich nicht bändigen kann und der Leidenschaft folgt. Das Drama läßt die edle und strenge Linie über das Ungeformte steigen. Nicht moralisch, sondern ästhetisch ist die Schuld der Medea: sie kann die Formen ihrer Größe nicht finden; es gelingt ihr nicht, sich zur Melodie zu bringen. So wird Apoll hier über den Dionysos Herr, in dem ewigen Streite zwischen den Klängen der heiligen Lyra und dem ruchlosen Lärme der Becken.

Als Medea debutierte Frau Fay, eine schreiende, unschön herumfuchtelnde und die Augen verdrehende Ungarin, die eine merkwürdige Manier zeigt, mit dem Rücken zu spielen, indem sie in der Leidenschaft die Schultern anzieht, den Kopf zu verstecken und sich wie ein Egel einzurollen scheint; ob sie übrigens nicht doch etwa Talent hat, kann man freilich noch nicht wissen. Herr Weiß sprach den Herold klar, Herr Eppens, mit seiner warmen und beseeelten Stimme, war ein würdiger Kreon, Herr Christians ein phlegmatischer und stumpfer Jason. Die Kreusa des Fräulein Wachner, bisweilen ein bisschen undeutlich in der Rede, hatte die edelsten, holdesten Geberden, von der herben Anmuth und der innigen Stille griechischer Vasen; sie mußte eine bezaubernde Hero sein.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

In diese Woche fiel die Ernennung des Cabinets Badeni. Die lärmende Zeitungsreclame, welche diesem Ereignisse vorausging, hätte eher auf die von einer gewiegten Hand vorbereitete Eröffnung eines Grand Magazin als auf die eines Ministercabinetes schließen lassen.

Einer neuen Riesenkaufhalle wird von den Herolden Mercur die Solidität des Firmatragers, die Haltbarkeit der Verkaufsartikel, die Freigebigkeit ihrer Prämienabtheilung und Gratisconditorei nachgerühmt; dem Cabinet Badeni wurde von den Blättern, und zwar nicht bloß von jenen, die nur dazu da sind, die attestirte Unzerbrechbarkeit, ja sogar die „Lebenslänge“ garantierte Dauerhaftigkeit seiner Portefeuilles, schließlich sogar die dem Ministerpräsidenten angeblich übertragene selbständige Entscheidung über kleinere Gnabenerweisungen u. dgl. m. in aufdringlicher Weise vorgerühmt. Und wie in den Reclamenotizen über all die geschmackvollen und glänzenden Auslageobjecte nie etwas über den nur zu oft grausamen Ursprung dieser schönen Dinge: über das Schwitzsystem und ähnliche Ausbeutungsmethoden zu lesen ist, fehlte auch in den zahllosen Cabinetshereicherungen in Notizen- und Artikelform der Hinweis auf das in Galizien herrschende politische Sweating, das zur höchsten Entwicklung gebracht zu haben das Verdienst des Grafen Badeni ist.

La politique c'est moi! rief der Chef des Großetablissements unserer jüngsten politischen Mode seinen Beamten zu. Das wird er auch bald den im Parlamente vertretenen und nicht vertretenen Parteien zurufen. Wie der große Laden die kleinen Läden, wird der eben gegründete politische Großbetrieb die jämmerlich neidischen und einander so gehässigen politischen Kleinbetriebe unserer Parteien zunächst gänzlich ruinieren, dann aber wird endlich die den Völkern Oesterreichs gehörig eingepflanzte Gründung und Co-operation wahrhaft volksthümlicher Parteien die Expropriation der politischen Expropriateure glücklich bewerkstelligen können.

„Die Zeiten der makellosen Unbedeutendheit an der Spitze sind nun vorüber!“ jubelt der Chor der Officiofen. Das stimmt!

So universell die Tugenden und Gaben des Grafen Badeni auch sein mögen, den einzelnen Parteien gilt er nur groß und wünschenswert als Specialist. Seine bewährte Specialität in Wahlangelegenheiten, welcher von allen Wiener Tagesblättern nur die „Arbeiter-Zeitung“ durch ehrliche Berichte aus Galizien gerecht wurde, hat dieses Organ nicht verhindert, ihn als Wahlreform-Minister zu begrüßen; seine nicht minder tüchtige Specialität in clerical-feudalen Dingen macht ihn der liberalen Presse zum besonders geeigneten Schirmherrn der Staatsgrundgesetze; sein Geschick in der Kunst des Umgangs mit dem Grafen Thun läßt der jungen eichischen Presse eine ehrbare Annäherung in den verlockendsten Farben erscheinen. Und wohl wegen seiner Virtuosität auf dem Gebiete strafweiser Befestigungen und Amtsenthebungen hegt die antiliberalen Presse zu ihm Vertrauen; hat sie doch gegenwärtig nur den einzigen brennenden Wunsch nach der Bestätigung des Dr. Ineger im Bürgermeisteramte. Da sage noch einer, daß Oesterreich zu regieren schwer sei!

Herr v. Bilinski hat seinen neuen Beamten erklärt, daß er jegliche Protection hasse. Der gute Ruf, den er bei den Beamten der Staatsbahnen sich erworben, spricht dafür, daß er seinen Worten gemäß bisher auch gehandelt. Unter Protection ist aber nicht nur eine Begünstigung und ungerechtfertigte Bevorzugung von Personen zu verstehen. Wie wird wohl der antiprotectionistische Haß des neuen Finanzministers standhalten können gegenüber der von seinem Cabinetchef geforderten „länger andauernden Freigebigkeit des Staatschazes“ zugunsten Galiziens? Wird ihn nicht diese Forderung, zu deren glatterer Erfüllung Herr v. Bilinski gleich mit der provisorischen Leitung des Portefeuilles für Galizien betraut wurde, in die von ihm vorausgesehene Lage versetzen, „dies oder jenes aus politischen Rücksichten anders zu erledigen, als es sonst in absolut objectiver Weise geschehen müßte“?

Das vielgerühmte Cabinet der starken, freien Hand dürfte sich bald genug als das der stark freigebigen, stets offenen Hand für Galizien entpuppen. Wann kommt nach dem Cabinet der offenen Hand das des offenen Kopfes an die Reihe?

Aus der Hochflut von Ministerreden dieser Woche hat die liberale Presse mit gewohnt glücklichem Griff ihr Theil herausgefischt. In ihrer Angel zappelt die vom Grafen Ledebur beliebte Redewendung gegen die Speculation, und mit heftiger Erbitterung wird nun jene Phrase hin- und hergeschwenkt. Zugegeben, daß Graf Ledeburs Aeußerung das traditionelle Maß an Erleuchtung, mit der unsere Ackerbauminister von Chlumetz bis Falkenhahn gegnet waren, noch überboten hat. Aber sind denn um Himmelswillen die Interessen der Speculation, die, so weit sie berechtigt sind, sich schon selbst durchsetzen werden, derart sacrosanct, daß man ihretwegen solch ein Lamento schlägt, während man ein Freiheitsrecht um das andere lautlos preisgibt?!

Wo so viele junge Minister reden, vermag ein junger Criministler nicht zu schweigen. Herr v. Madehski constatirte in Krakau, „das Streben nach Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse beherrscht die ganze Welt“. Die Gesetze des Kosmos hat Herr v. Madehski auf den Mikrokosmos seiner Familie radical angewendet und ich dünnte ihm bei, wenn er solchen Radicalismus als „die Negation aller Pflichten und Lasten, als die Verneinung eines jeden individuellen Wertes und jeder individuellen Tugend“ bezeichnete. Aber Herr v. Madehski meint nicht den ihm, wie keinem, geltäufigen Radicalismus der Protection, sondern den, der die Freiheit und Gleichheit, also das Gegentheil, fordert.

Volkswirtschaftliches.

Die Bankfrage wird in allen denkenden Finanzkreisen jetzt eifrig erwogen. Die Gefahr einer selbständigen Ungarischen Bank, welche in der letzten Zeit in den transleithanischen Blättern stark gespult hat, kann man nach dem Exposé des ungarischen Finanzministers wohl als beseitigt betrachten. Denn wenn man nur gerechte und vernünftige Forderungen aufstellen soll, dann fällt vor allem das Anding einer Ungarischen Bank. Es darf und kann nur eine Oesterreichisch-Ungarische Bank geben, wenn die Finanz- und Münzunion zwischen den beiden Reichshälften weiterbestehen soll. Aber es werden sich bei den Verhandlungen Schwierigkeiten in Fülle ergeben, bei den widerstreitenden Interessen der drei Parteien, bei der politischen und persönlichen Hetze, welche unangenehm in der Publicistik bei Erörterung dieser Frage getrieben wird. Inzwischen hat Herr Dr. Lukács sich die Kritik, welche die Verleihung großer Summen aus den Cassenbeständen an Privatbanken gefunden hat, zu Gemüthe geführt und sich bei seiner letzten Hilfsaction für den ungarischen Geldmarkt vernünftigerweise der Notenbank bedient. Aber wie unvernünftig ist doch unsere ganze Geldwirtschaft! Seinerzeit waren hüben und drüben die Cassenüberschüsse in den Banken elociert, wo sie fast ausschließlich das Börsenspiel unterstützten. Als sich die Schäden dieses Systems herausgestellt und die Finanzminister endlich ihre Gelder aus den Banken zurückgezogen hatten, wurde die ganze Volkswirtschaft durch eine außergewöhnliche Geldflemme geschädigt, welche noch andauert, während ungeheure Barsummen in den Staatscassen brach, unbenützt, thesaurirt liegen. Die Hilfsaction des ungarischen Finanzministers, insoweit er sich der Bank dabei bedient, ist wohl das kleinste von diesen Uebeln, aber das ganze System ist falsch. Die Ueberschüsse der Staatswirtschaft müssen der Volks-